© Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark; download unter www.biologiezentrum.at

Mitt. naturwiss. Ver. Steiermark	Band 101	S. 119—131	Graz 1971

Geographische Aspekte der Siedlungsgeschichte am Beispiel der Raabtallandschaft

Von Helmut Riedl

Eingelangt am 22. März 1971

Während seiner langjährigen Tätigkeit am Geographischen Institut der Universität Graz hatte der Verfasser Gelegenheit, in vielen Veranstaltungen zu beobachten, mit welch blendender Meisterschaft es Herr Prof. Dr. Herbert Paschinger verstand, an sich nichtgeographische Sachverhalte geographisch zu interpretieren, wie er beispielsweise historische Fakten räumlich-funktionell umdachte und so ständig die echt geographische Betrachtensweise bereicherte. Aus diesem Geiste des geographischen Taktes heraus versuchen die folgenden Zeilen, siedlungshistorische Entwicklungen in einem Raume der Oststeiermark geographisch zu durchleuchten und abschließend mit dem von H. Paschinger mit beispielgebender Methode behandelten weststeirischen Leibnitzer Raum zu vergleichen.

Überblickt man die archäologischen Fundstellen im Raume von Gleisdorf, so erweisen sich zunächst die topographischen (geomorphologischen) Positionen von Belang. Schon vor 1926 wurden häufig Bruchstücke feiner Sigillataware im Bereiche des städtischen Friedhofes gefunden. In seinem Südwestabschnitt wurden gut gemörtelte Mauerzüge (W. Schmid 1929, S. 67) angetroffen, während im südlichen Friedhofsteil eine halbrunde Exedra, die an eine Badeanlage erinnert, zu Tage trat. Die Fundstellen nehmen, wie nach den Angaben der Ausgräber geschlossen werden kann, den Terrassenfuß und die unteren Terrassenhänge der bis zu 20 m über der Raab liegenden Terrassenflur ein. Die staublehmbedeckte Schotterterrasse wird nordöstlich des Friedhofes durch das Einlenken der Gleisbachmulde in die große Raabfurche spornartig zugeschnitten und in der Höhe erniedrigt. Wird dieser Terrassensporn einerseits von den Muldentalhängen des Gleisbaches begrenzt, so hebt sich gegen Westen in Richtung zum Raabtalboden die Terrassenstirn von einer bis zu 300 m breiten, vernäßten Muldenzone des Haupttalbodens ab, wodurch diese ältere Fundstätte morphologisch isoliert entgegentritt.

Die systematischen Grabungen begannen in Gleisdorf im Jahre 1925 mit der Erschließung eines neuen Fundbereiches. Er liegt in dem Zwickel zwischen Weizerstraße und Hartbergerstraße auf der Terrasse von 20 m Höhe etwas höher als der abgegliederte Terrassensporn südöstlich der Straßengabel. 1926 wurde dort durch W. Schmid (1929, S. 68) im Gelände der heutigen Ziegelei ein frührömisches Bauernhaus freigelegt. Der ausgegrabene Komplex hat eine Länge von 12,35 m und eine Breite von 10,90 m. Die Grundmauern wurden bei den Grabungen noch 0,20 m bis 0,25 m hoch angetroffen. Sie lagen 0,25 m unter dem heutigen Niveau in einer Fundamentgrube aus Lehm. Die Grundmauern setzen sich aus Schotter- und Kiesmaterial, wie es sich in den Alluvionen der Raab findet, zusammen. Die Fugen der Holzbalken des in Blocktechnik errichteten Hauses sind mit Lehm gedichtet. Charakteristisch für die Hausform ist, daß der Grundriß noch keine Rechteckform hat, sondern einem verschobenen Trapez

© Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark; download unter www.biologiezentrum.at

ähnlich sieht. Der Einheitsraum mit dem einfachen Herd zeigt den späteren Einbau eines Schlafraumes. Das wichtigste siedlungstypologische Kriterium aber stellt die enge Verbindung des Hofes mit dem Wirtschaftsgebäude und dem Wohnhaus dar. Diesem überaus geschlossen wirkenden Hoftypus sind Abfallgruben angegliedert.

Das Fundgut zeigt eindringlich, daß das vorgeschichtliche Element des einfachen Rechteckhauses aus dem späten Metallikum in das erste Jahrhundert nach Christi Geburt von der bäuerlichen Grundschichte hinübergerettet werden konnte. Der Einfluß der römischen Oberschichte auf die ostnorische Gruppe, die wir als die Grundschichte ansprechen können, prägt sich in der Erweiterung des Grundrisses und in der Ziegelbedeckung des Daches aus.

Im übrigen fußt die aufgefundene Keramik der ostnorischen Ware auf jener der fortgeschrittenen Hallstattkultur. SCHMID möchte die geborgenen Vorratsgefäße und Kochtöpfe aus grobem Ton mit Quarz- und Glimmerbeimengung auf Grund ihrer Riefelung der spätkeltischen Zeit zuzuordnen. R. PITTIONI (1954, S. 762) betont aber, daß die Zuweisung der Kammstrichware zur keltischen Schicht derzeit noch zweifelhaft bleiben muß. Er sieht es als Tatsache an, daß der größte Teil der ostnorischen Gruppe, über deren Verbreitung man noch zu wenig unterrichtet ist, niemals von den echten La Tène-zeitlichen Einflüssen erreicht wurde. Auch das Fundgut, das im Bereiche der Südgrenze der ostnorischen Kultur im Bachern Gebirge geborgen wurde, beweist ein Fortführen hallstättischer Tendenzen (R. PITTIONI 1954, S. 528) bis in die späte La Tène-Zeit.

Ab 1948 wurden im Gebiete der Ziegelei die systematischen Ausgrabungen (W. MODRIJAN 1953, S. 24) vorangetrieben. Freigelegt wurden 47 Bauwerke und 104 Gräber. Bezeichnend ist, daß der Großteil der Bauwerke lagemäßig dem Verlauf des nach Südwesten exponierten Terrassenabfalles folgt. Die Fundstellen liegen unmittelbar an der Terrassenkante, entlang der heute die Weizerstraße führt. Die obersten Mauerteile wurden 30 cm — 75 cm unter der heutigen Terrassenoberfläche angetroffen. Das Überlagerungsmaterial der Mauerkronen besteht aus humusdurchsetztem Sediment. Ein derart mächtiger Humushorizont kann bei dem vorherrschenden Bodentyp des Pseudogleys, der weitflächig die Terrasse überzieht, nicht als autochthon angesehen werden. Es muß gefolgert werden, daß der Humushorizont in nachrömischer Zeit durch kolluviale Tätigkeit in die Terrassenrandzone verfrachtet wurde. Als Herkunftsgebiet des Kolluviums kommt kaum der Südhang des Terrassenriedels von 440 m Höhe in Frage, der im Hintergrund der fundreichen Terrasse liegt und 1823[1]) noch waldbestanden war. Bei derart lang andauerndem Waldbestand kann eine wirksame Bodenabtragung nicht stattgefunden haben. Die Fundortterrasse selbst tritt völlig unzerschnitten entgegen, so daß an eine lineare Akkumulation des Feinerdematerials nicht gedacht werden kann. Es liegt der Schluß nahe, daß die Entwaldung der Terrassenfläche (Flurname Forstäcker) die flächenhafte Abtragung der Krume und deren Ablagerung entfacht hat. Schon in den jüngeren Kaltzeiten wurden die Terrassenfluren durch Solifluktion abgeschrägt, so daß durch den nachrömischen Eingriff des Menschen in die Terrassenlandschaft eine alte physische Anlage aktiviert wurde. Die geringe Neigung der Terrassen ist sohin nicht nur ein Werk des kaltzeitlichen Bodenfließens, sondern auch ein Ergebnis der kulturlandschaftlichen Veränderungen.

Der geographische Wert der Ausgrabungen nach 1945 liegt in der differenzierten Fülle des Fundgutes, das die Existenz eines größeren römischen Siedlungszentrums in Gleisdorf beweist. Wenn man von den zahlreichen Brand-

1) FK. 1823. Steierm. Landesarchiv MPL 685.

© Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark; download unter www.biologiezentrum.at

gräbern, die nicht immer unter den Bauwerken, sondern auch innerhalb und außerhalb derselben liegen, absieht, so besitzt vor allem die Ausgrabung eines ovalen Amphitheaters aus Holz von rund 66 m Länge und 46 m Breite, das von einer 1 m dicken Mauer umgeben wird, Bedeutung. Die recht zentrale Stellung der Gleisdorfer Römersiedlung in einem Bereiche des Municipiums Flavia Solva wird auch durch die Bergung eines Töpferofens (W. Schmid 1929, S. 73) und einer eigenen Arbeitsstätte, bei der man einen Absatz auch außerhalb von Gleisdorf voraussetzen wird können, erhärtet.

Der Anlagetyp der ostnorischen-römerzeitlichen Siedlungsreste läßt nur durch seine Geschlossenheit und Dichte der Objekte auf einen gewissen Wehrcharakter schließen. Freilich unterscheidet sich die Terrassenlage der vorrömisch-römischen Siedlung im Bereiche von Gleisdorf von der markanten Riedel-Bergkuppenlage keltischer oppida, wie sie z. B. auf dem Frauenberg bei Leibnitz (H. Paschinger 1967, S. 154) entgegentreten,

Wenn auch die Gleisdorfer Ausgrabungen bis jetzt noch keine Wehranlage aufgedeckt haben, so darf die morphologische Lage der vorrömisch-römischen Siedlung in ihrer schutzhaften Wertigkeit nicht unterschätzt werden. Die scharfe Begrenzung der Siedlung im Westen durch den Hang der ca. 15 m hohen und steilen Terrassenstirn zum Raabtalboden, der gerade in diesem Abschnitt durch eine ca. 1,5 km lange und bis zu 300 m breite muldenartige Vernässungszone ausgezeichnet wird, die noch 400 m weit vom offenen Gerinne der Raab abgelegen ist, schafft zusammen mit der östlichen Abgliederung der Terrassenfläche durch die vernäßte Gleisbachmulde den Charakter der Schutzhaftigkeit.

An diese schon vorrömisch nutzbar gemachte und so oft in vielen oststeirischen Landschaften anzutreffende topographische Wechselbeziehung zwischen Ausweichen aus Randwasserstauzonen und Gewinnen trockenerer-wechselfeuchter Höhenflächen bei gleichzeitiger Nutzung der gemiedenen Feuchtzonen als ein den Gegner hemmendes Vorfeld, wird auch in der mittelalterlichen Besiedlung angeknüpft.

Mehr noch als die topographisch-morphologischen Faktoren fällt der durch die Differenziertheit der römischen Siedlung in Gleisdorf nachweisbare geographische Lagebezug der Siedelstelle auf. Der auf Grund des Fundgutes erhellende Zentralitätscharakter der römischen Siedlung wird durch seine verkehrsmäßige Verflechtung mit anderen Römersiedlungen der Oststeiermark offenbar, wodurch zum ersten Male die Inwertsetzung der besonderen Verkehrslage von Gleisdorf nachweisbar wird.

Führte einer der prähistorischen Hauptwege noch hart am Gebirgsrande von Graz über Weiz, den Ringkogel nach Friedberg und über den Wechsel ins Wiener Becken, wobei über die Hochstraße und den Habich bei Redelschlag eine Abzweigung in das Rabnitztal zur Bernsteinstraße bestand, so rückt in der Römerzeit der die beiden Beckenlandschaften verbindende Verkehrsweg vom Gebirgsrand nach Süden in das Vorland ab. Die Verbindung der römischen Siedlungszentren Hartberg—Pischelsdorf—Gleisdorf bestimmte den Lauf dieser Straße, die als ausgesprochene Hochstraße von Gleisdorf über die Ries ins Grazer Feld führte. Von Hartberg zog sie sich über Friedberg und Spital über den Wechsel ins Pittental und in das südliche Wiener Becken, aus deren beider Bereiche sich später der Strom der den Mehrseithof bringenden Kolonisten in die Oststeiermark ergoß. Ausgrabungen (Arnfelser 1928, S. 17) römischer Funde in Flöcking, Pircha und Gigging beweisen, daß diese Römerstraße von Gleisdorf an nicht wie die heutige Straße den südexponierten Steilhangfuß im Rabnitztal nutzte, sondern auf die mit Flachhängen ausgestatteten mittelpleistozänen Ter-

© Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark; download unter www.biologiezentrum.at

rassensporne zwischen Laßnitztal und Rabnitztal hinaufführte, wonach sie den Riedelast von Giggingberg und Präbach nutzte, um die Mur/Raab-Wasserscheide bei Hönigtal zu erreichen.

Diese Annahme wird nicht nur durch den römischen Fundstreifen im Bereiche von Flöcking und Präbach gestützt, sondern auch durch die Lage von Ungerdorf erhärtet. Hätte die römerzeitliche und mittelalterliche Riesstraße im Westen von Gleisdorf den gleichen Verlauf wie heute über Wilfersdorf und Brodersdorf genommen, wäre die Lage der Gyepüstellung, des Vorläufers des heutigen Ungerdorfes, unverständlich, da die Funktion der Gyepüstellung nur im Sperren der Riesstraße bestehen konnte. Aus der Nischen- und Verstecklage Ungerdorfs im Laßnitztal ist eine Straßensperrung im Rabnitztal nicht durchführbar. Vorzüglich mußte dies aber gelingen, wenn die Straße von Ludersdorf, wie bereits erwähnt, über Flöcking verlief, da die Laßnitztalmündung gerade bei Flöcking an Stelle der sonst vorherrschenden lateralerosiven Mündungsweitung dort eine durch Solifluktion bedingte Engstelle zeigt und Ungerdorf gegenüber dieser Mündungsenge liegt. Über die Trassenführung der Riesstraße im Raume des heutigen Siedlungsbereiches von Gleisdorf liegen keine wesentlichen Anhaltspunkte vor. Die Stelle, an welcher der flache Schwemmkegel des Gleisbaches im Gebiete der heutigen unteren Bürgergasse ganz an die Raabschlinge herantritt, wodurch die randliche Vernässungszone des Talbodens unterbrochen und gleichsam überbrückt wird, bot vermutlich den besten Übergang über die Raabaue, so daß man annehmen kann, die Römerstraße habe von Ludersdorf an den nächsten Anschluß an diesen Schwemmkegel gesucht und deshalb ca. 500 m südlich der heutigen Raabbrücke die Raab übersetzt. Von dem Verkehrsstrang der Riesstraße zweigte in Gleisdorf eine Straße in den Raum von Fürstenfeld ab. Ihr folgte die mittelalterliche Ungarnstraße. Die römerzeitliche Straße stellte die Verbindung mit dem römischen Verkehrsknotenpunkt Altenmarkt im Ilztal her. Wahrscheinlich nutzte die Straße, ähnlich den heutigen Verhältnissen, die Terrassenrandfläche im Bereiche der heutigen Franz-Josefstraße. Der noch hochmittelalterlich zu einem Weiler zerschlagene Meierhof Hartl (östlich von Gleisdorf) liegt an ihr.

Schon die Verknotung Gleisdorfs mit Graz und Hartberg einerseits und Altenmarkt (Fürstenfeld) andererseits schafft eine alte Verkehrszentralität. Hinzu tritt in der Römerzeit eine Verbindung von Gleisdorf nach Weiz und Birkfeld in das obere Feistritztal. Römische Funde in Wünschendorf, Pirching und Hofstätten weisen auf eine Fortsetzung auch nach Süden in das Raabtal hin. F. Posch (1941, S. 392) nimmt an, daß sich bereits unterhalb Studenzen die links- und rechtsufrige römerzeitliche Raabstraße verknoteten und von dort ein Ast zuerst durch das Tiefernitztal und ins Pickelbachtal, hernach etwa entlang der heutigen Straße als Hochstraße weiter nach Messendorf führte. Noch 1538 gilt dieser Weg als die „straßen, so von Veldpach geen Grätz geet" (F. Posch 1941, Anmerkung 25, S. 392). Der andere Ast führte von Studenzen über St. Margarethen an der Raab ähnlich der heutigen Raabtalstraße über die Siedlungsreihe Hofstätten—Wünschendorf nach Gleisdorf. Die römerzeitliche Rittscheinstraße, die bereits in Hofstätten in die Raabstraße mündet, hat die Verkehrsknotenstruktur von Gleisdorf jedoch kaum mitbegründet.

Wie bereits erwähnt, erreichte der römerzeitliche Verkehr von Feldbach infolge der Studenzener Abzweigung nach Messendorf nicht mehr in vollem Umfange Gleisdorf, da eben die kürzeste Verbindung in westliche Richtung nach Graz vorgezogen wurde. Anderseits gab es ja bereits Nord-Südverbindungen aus dem unteren Raabtal in den Hartberger Raum, so daß eine Überleitung nach

© Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark; download unter www.biologiezentrum.at

Gleisdorf schwer vorstellbar ist. Die römerzeitlichen Verkehrswege im unteren Raabtal scharen noch vor dem Raabknie von der Raablinie auseinander, so daß dem Raabtal selbst nördlich der markanten Abbiegungsstelle in der Römerzeit keine erstrangige Verkehrsbedeutung zukommen konnte. Dasselbe gilt aber auch für die Rittscheinstraße. Ihre Aufgabe konnte nur in einer vorwiegenden von Ost nach West gerichteten Verkehrsleitung bestehen, da ein Rost Nord-Süd gerichteter Verkehrslinien das mittlere und untere Rittscheintal zur Römerzeit überzog.

Gegenüber von Sulz steigt die heutige Straße aus dem Rittscheintal auf eine niedere Terrasse herab und lenkt südlich Hofstätten in die Raabstraße ein. Fast in der gleichen geographischen Breite wie diese Straßengabel liegt jenseits des Raabtales im Westen die Riedelkuppe des Kleeberges (500 m). Sie bildet die Kulmination jener oberpliozänen, von den Seiten her zu Riedeln zugeschärften, noch flächenhaft verbreiteten Oberflächensysteme, die in einem schmalen Restzug ähnlich der Hypotenuse eines rechtwinkeligen Dreiecks zwischen Sulz und Nestelbach dahinziehen. Die Verschneidung der beiden Katheten (Laßnitztal, Raabtal) liegt gegenüber Ludersdorf. Der hypotenusenförmige Höhenrücken gliedert nördlich und südlich niedrigeres Hügelland ab, wobei infolge des dreieckförmigen Verschneidens der das Hügelland begrenzenden Furchen der Raab und des Laßnitztales kurze, fast tobelförmige, etwa radial angeordnete Tälchen nördlich der Höhenflur entwickelt sind. Südlich werden die Hohlformen großzügiger. Im Oberlauf nach Südosten verlaufende, dann in östliche Richtung umbiegende, geräumige Schleppentäler ziehen, mit Terrassen ausgestattet, zum Raabfluß. Entschenbachtal, Goggitschbachtal, Pickelbachtal repräsentieren diesen Typ der Hohlformen. So verbindet die lokale Wasserscheide des Kleeberg-Streicheggzuges zwei verschiedenartige Talnetzlandschaften, von denen die nördliche ausgesprochene Verkehrsungunst für die Anlage von West nach Ost verlaufender Wege zeigt, während die südliche die mühelose Anlage einer Hochstraße durch den lokalen Wasserscheidenzug des Kleeberges selbst gewährleistete.

Nicht nur die orographische Gunst legt die Annahme nahe, daß die römerzeitliche Rittscheinstraße über den Riedel des Kleeberges führte, sondern auch die Namengebung. Westlich Sulz taucht zweimal der Name „Steinbergen" auf und westlich Kleeberg der Name „Hohensinn". Nach W. STEINHAUSER (1933, S 34) leitet sich „Hohensinn" von „sin" her, das eine Nebenform vom Mittelhochdeutschen „sint" = „Weg" darstellt. Der Name hat also die gleiche Bedeutung wie Hochstraße. Demnach kommt man zu dem Schluß, daß die Weiterführung der Rittscheinstraße als Hochstraße über Sulz—Steinberg—Kleeberg—Hohensinn—Hart—Streichegg und dann parallel dem obersten Laßnitztal immer noch auf dem Rücken über Koglbauer bis zur Kote 503 erfolgte, wo sie beim Schemerl die Hauptwasserscheide gewann und in die Feldbach—Messendorfer Hochstraße einmündete. Im Talschluß des Laßnitztales aber liegt der alte Ort Nestelbach, demnach unterhalb der Kreuzungsstelle Rittscheinstraße—Feldbacherstraße, wodurch im Rahmen des frühmittelalterlichen Fortlebens der römerzeitlichen Hochstraßen die geographische Lagegunst des frühen karolingischen Kirchweilers gegeben ist. Bis jetzt allerdings erschien die Lage von Nestelbach (z. B. MACHALKA 1966, S. 48) stets als abgelegen von der Riesstraße.

So erweist sich also das Bild des römerzeitlichen Verkehrsknotens von Gleisdorf erstrangig durch die Riesstraße, die in Gleisdorf nach Hartberg und Altenmarkt sich gabelte, und zweitrangig durch die Straße von Gleisdorf nach Weiz und Birkfeld bestimmt. Der eigentlichen Raabtalstraße kommt von Studenzen an nur mehr lokale Bedeutung zu. Sie konnte nur eine Zubringerstraße zu den

© Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark; download unter www.biologiezentrum.at

West-Ost gerichteten Umgehungsstraßen von Gleisdorf abgeben. Es wird so auch ersichtlich, daß in der Römerzeit der Flußknotenlage von Gleisdorf, die man ohnehin als locker geschürzt bezeichnen muß, so verlockend auch die Betonung der Flußknotenlage ist (F. Posch 1941, S. 541), keine essentielle Bedeutung zugemessen werden kann. Die Straßen folgten größtenteils nicht den Tälern. Die Riesstraße nützte nicht das Rabnitztal, die Rittscheinstraße mußte notgedrungen die Raabüberquerung in Kauf nehmen und läßt sich in ihrem geraden Verlauf kaum beirren. Das Raabtal bildete kaum eine Leitlinie des römerzeitlichen Verkehrs nördlich des Knies. Das Laßnitztal und der Ketschmanngraben waren sicher nicht erschlossen. Sucht man trotzdem die physische Gunst herauszufinden, die eine Gabelung der Riesstraße in den Hartberger und Altenmarkter Ast gerade in Gleisdorf nahelegte, so erweist sich vorerst in Bezug auf den Altenmarkter Straßenast die Konstellation des Entwässerungsregimes im Osten von Gleisdorf ausschlaggebend. In einer Entfernung von nur 8,5 km liegt im Osten von Gleisdorf jene Stelle, wo die Ilz von ihrer alten konsequenten, von Nordwest nach Südost verlaufenden Entwässerungsrichtung in östliche Richtung abschwenkt. Der West-Ost gerichtete Talverlauf ist im Gegensatz zu dem konsequenten Talabschnitt im Rahmen seines asymmetrischen Querprofils an der Flachhangseite mit hochwasserfreien rißzeitlichen Terrassen und Schleppenhängen gut ausgestattet, die für die Aufnahme von Verkehrswegen prädestiniert waren. Auf diesen Terrassen führt auch die heutige Straße schnurgerade nach Altenmarkt. Das Abbiegungsknie des Ilztales, das durch eine Anzapfung entstand, die wieder mit der Absenkung des Fürstenfelder Beckens zusammenhängt, liegt 40 m tiefer als der Raabboden bei Gleisdorf, wodurch eine kräftige Erosionstätigkeit an den der Ilz tributären Gerinnen entfaltet wird und die Breite der Raab/Ilz-Wasserscheide bei Sinabelkirchen (im Bereiche des Ilzknies) gleichsam nach Westen eingedrückt und erniedrigt wird, wodurch hier zwischen Gleisdorf und Ilz der kürzeste und niedrigste Übergang, noch dazu in der genauen Verlängerung des West-Ost-Verlaufes der Riesstraße, ermöglicht wird. So gesehen, scheint die römerzeitliche Lage von Gleisdorf nun in erster Linie durch die Ost-West Verkehrsachse Graz—Altenmarkt (Fürstenfeld) bestimmt zu werden. Nach Festlegung dieser geraden, durch die Wasserscheidenkonstellation begünstigten Linie, bot sich die kürzeste Verbindung zwischen Gleisdorf und Hartberg über das römerzeitliche Pischelsdorf an. Dieses wurde 1043 noch als Romarsstetin (Römerstätte) vom deutschen König vergeben (F. Posch 1941, S. 393). Die in einer Länge von 3 km in den Raab/Ilz-Wasserscheidenzug eingreifenden Muldenhänge des Gleisbaches erwiesen sich für die Aufnahme des Verkehrsweges günstig, da sie die geradlinigste Verbindung mit der Hauptwasserscheide ermöglichten. Größtenteils hat auch diese Straße Hochstraßencharakter. So wird bis zur Ilzaue ein Ost-West verlaufender Auslaufrücken des Wasserscheidenriedels so weit als möglich genutzt.

Gegen Ende des 6. Jahrhunderts wurde die ganze Steiermark in den südslawischen Einwanderungsprozeß miteinbezogen. Die Rolle der slawischen Besiedlung ist, was die geographische Wertung anlangt, umstritten. Der Siedlungshistoriker F. Posch (1941, S. 417) meint, daß die Westabdachung der Wasserscheide Raab/Ilz zwischen Gleisdorf und Kirchberg a. d. Raab eine sehr starke slawische Schichte trug. Es scheinen hier z. B. die Namen: Windischpöllau (Generalkarte 1 : 200.000; Ausgabe 1941), Windischhartmannsdorf, Wünschendorf (= Windischendorf) auf. F. Posch (1941, S. 417) stützt sich weiters auf die Namen Gamling (= Grubenbach), Takern, Hoschkaberg, Großgier, Kleingier, Matheischen, Fötz, Poitschen, Fladnitz (Blatnitza = Sumpfwasser) und andere

© Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark; download unter www.biologiezentrum.at

Namen. Die slawischen Reste sollen nach der Meinung von F. Posch an allen genannten Stellen auch in der Flurform erkennbar sein. Gerade diese Feststellung hat geographisches Gewicht, weil derart die Frage der Prägung der Landschaft durch den an die ethnographische Gruppe gebundenen Menschen akut wird. Auch M. Sidaritsch (1925, S. 35) sprach die Vermutung aus, daß der Weilertypus und die Weilerflur das Ergebnis der slowenischen Besiedlung sind, einer ersten durchgreifenden und nicht planmäßigen Landnahme. Gleichzeitig aber mindert M. Sidaritsch (1925, S. 28) diese Vermutung durch die Erkenntnis, daß die Grenzen der Flurformen ähnliche Eigenschaften haben wie jene der Pflanzenvereine und vom Bodentyp und dem Gelände bestimmt werden. Das wesentliche Kriterium, das Posch für die slawische Prägung der Kulturlandschaft ansieht, ist die Ungeordnetheit und Unregelmäßigkeit der Flurform, zu der die Unregelmäßigkeit der Siedlungsform und namentlich der Typ des Haufenhofes hinzutreten. Da derartige Unregelmäßigkeiten auch im Verbande regelmäßiger Anlagen auftreten, schließt F. Posch auf einen späteren Ausbau der slawischen Weiler durch die deutsche Kolonisation in Form regelmäßiger Grundrisse. Schließlich kommt F. Posch (1941, S. 418) zu der Vorstellung, daß sich die slawischen Restsiedlungen in die Talschlüsse der Seitenbäche der großen Flüsse zurückgezogen haben und dort slawische Rückzugsgebiete vorlagen, als die Kolonisation des Grenzlandes einsetzte.

Hier soll nicht grundsätzlich zu dem alten Problem der ethnographischen Frage in der steirischen Siedlungsgeographie Stellung genommen werden. Der Versuch der Einführung einer differentialanalytischen-naturräumlichen Methode in die Flurformenforschung kann bereits ein wesentlich anderes Bild den Eindrücken gegenüberstellen, wie man sie beim Studium der Verbreitung slawischer Kartennamen erhält.

Besonders instruktiv ist in dieser Beziehung der Abschnitt des Raabtales zwischen Sulz und St. Margarethen. Der Talboden hat dort eine Breite von 900 m und erweist sich im Querprofil weitgehend eben, so daß man annehmen möchte, er sei ähnlich den jungeiszeitlichen Terrassenfluren im unteren Murtal zur Anlage planmäßiger Gewannfluren prädestiniert. Infolge des vorzeitlichen Charakters der würmischen Murterrassenfelder gewinnt die Braunerdebedeckung dort einheitlichen Charakter. Anders ist die Situation im Raabtal südlich von Gleisdorf. Wohl ist der Talboden eben, die bodenkundlichen Untersuchungen (F. Solar 1963, S. 90; H. Riedl, 1961) zeigen jedoch, wie die postwürmische Weiterbildung der breiten oststeirischen Talböden eine starke Uneinheitlichkeit der landwirtschaftlichen Standorte verursacht. Ist in dem von Gewannfluren und Hofäckerfluren überzogenen Grazer und Leibnitzer Niederterrassenfeld die Auenzone des Flusses durch eine Stufe abgehoben und unterhalb der Terrassenflächen angeordnet, so erfolgt in den autochthonen, nicht vergletscherten Tälern der Oststeiermark die Auflage der Auensedimente unmittelbar auf die Würmschotterbetten der Flüsse. Zwischen Sulz und der Einmündung des Glawoggenbaches herrscht eine recht klare meridionale Anordnung der standörtlich verschieden zu bewertenden Zonen der Schleppenhänge, Gleyfenster und Aue, die sich vom Steilhang im Westen nach Osten voneinander ablösen. Entlang des Sulzbaches und Glawoggenbaches erstrecken sich äußerst flache, im Gelände kaum wahrnehmbare Seitenarme und Dämme quer zur Verlaufsrichtung dieser drei Naturraumeinheiten. Ein Blick auf das Luftbild (Bild Nr. C 1757) des Bundesamtes für Eich- und Vermessungswesen zeigt, daß in diesem Bereich der geschlossenen Abfolge der Einheiten eine strenge Anpassung der Flurformen herrscht, da durch die Konstellation der Bodenformengrenzen (F. Solar, 1963,

© Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark; download unter www.biologiezentrum.at

Bodenkarte, Taf. VII) im Bereiche der Schleppenzone und der Gleyfensterzone zwei differenzierte Systeme einer blockartigen Streifenflur entwickelt sind. Das vereinzelte Aneinanderstoßen der Streifen, ihre gelegentliche Gedrungenheit, die Variation der Seitenverhältnisse der rechteckigen Parzellen von 1 : 6 — 1 : 12 — ganz im Sinne der Definition von A. Klaar (1942, S. 10) — sind allein vom Verlauf der Bodengrenzen abhängig. Die Parzellen der beiden blockartigen Streifensysteme werden länger, wenn die Schleppen vom Talrand fächerartig in den Talraum vorspringen, sie werden kürzer und gedrungener (1 : 3, 1 : 4), wenn die Schleppen buchtförmig unterschnitten werden. Das gleiche gilt für die Fluren im Bereiche der Gleyfenster, die durch heute inaktive, im Luftbild und durch bodengeographische Detailkartierung aber noch deutlich erkennbare Altarme der Raab begrenzt werden, wodurch die Parzellen in Anschmiegung an diese heute bereits längst unter Kultur genommenen Altarme oft schräg aneinander stoßen. Da, wie erwähnt, die Bodengrenzen in diesem Teil des Raabtales recht glatt verlaufen, überwiegt auch in der Flurform die Parallelfügung der Parzellen.

Ganz anders aber sieht das Flurformenbild südlich dieses Talstückes aus. Zwischen Glawoggenbacheinmündung und St. Margarethen löst sich die zonale Anordnung der Talbodeneinheiten auf: abgetrennte Teile von Schwemmkegeln, von Seitenarmen und Dämmen des Glawoggen- und Entschendorfbaches liegen umgeben von Gleyfenstern und Bändern der Auenböden in einem komplizierten Mosaik nebeneinander. Standörtlicher Wechsel auf kleinstem Raume herrscht hier. Die Parzellengrenzen retten vom Bereich der zonalen Anordnung der physischen Einheiten im Norden nur mehr ab und zu eine karge Parallelität in das kleinfeldrige Naturlandschaftsmosaik hinein, an das sie sich in strengster Weise anpassen. Deshalb entstehen die vielen Winkeldiskordanzen der kleinen, blockartigen Streifen mit ihren kreisförmigen Rundungen. Deshalb kommt die starke Unregelmäßigkeit zustande, wodurch sich der Übergangscharakter zur Block-, oder, wie M. Sidaritsch sagte, zur Weilerflur ausprägt. Anderseits läßt sich erkennen, daß die planmäßigen Gewannfluren nur dort klar und beherrschend ausgeprägt sind, wo die Hauptaue der Raab mit ihren Aubodentypen breit entwickelt ist, und die übrigen Einheiten auf Kosten ausgesprochener Feldbaustandorte reduziert sind. Die Siedlungs- und Flurformenkarte von A. Klaar zeigt gegenüber den großen Gewannfluren im Grazer und Leibnitzer Feld sehr schön die Buntheit der Fluren des Raabtales; die blockartigen Streifenfluren, die gewannartigen Streifen, die ungeordneten, parallelen Streifen wechseln einander ab. Die Unterschiede der Formen wurden durch A. Klaar gut erkannt, was das Formale anlangt. Kausalgenetisch betrachtet, liegen die formalen Differenzierungen vorwiegend in der Verschiedenartigkeit der natürlichen Standortsbedingungen dieser Tallandschaft begründet, eine Beziehung, die A. Klaar (1942, S. 10) vorausschauend für möglich hält. Die Tatsache des ebenen Charakters des Talbodens, der von nichtgeographischer Seite gerne für die hauptsächliche Vorausbedingung einer Gewannfluranlage impliziert wird, ist nicht entscheidend. Im Raabtalboden südlich von Gleisdorf wäre bei einer allfälligen Anlage von Gewannfluren das agrarverfassungsgemäße Prinzip sogar ad absurdum geführt worden. Die Kolonisatoren wären infolge der Rückschläge bald zum Auflösen der Flurverfassung veranlaßt worden. Ein Gewann, in dessen Grenzen trockener und feuchter Standort, nährstoffreicher und -armer Standort ständig wechseln, ist unbrauchbar zur Erfüllung seiner kollektiven Aufgabe. So ist zu ersehen, daß in der Unregelmäßigkeit der Fluren des südlichen Umlandes von Gleisdorf nicht zwingend der Niederschlag einer historisch-ethnographischen Funktion gegeben ist.

© Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark; download unter www.biologiezentrum.at

Nach den Feldzügen Karls gegen die Awaren und der Angliederung der Oststeiermark an das Frankenreich rückt das Gebiet von Gleisdorf wieder in den Vordergrund der siedlungshistorischen-geographischen Betrachtung. Die Urkunde vom 20. 11. 860 (F. Posch, 1941, S. 395) bezeugt eine Schenkung König Ludwigs des Deutschen an die Salzburger Kirche. Neben anderen Gütern gewinnt die Schenkung des Gutes ad Rapam für die Frage der Siedlungskontinuität Gleisdorfs Bedeutung. Das Gut ad Rapam (F. Posch, 1941, S. 396) umfaßte die heutigen Katastralgemeinden St. Ruprecht a. d. Raab, Dietmannsdorf, Kühwiesen, Wollsdorf, Wollsdorferegg, Albersdorf, Postelgraben, Wolfgruben, Fünfing, Ketschmanngraben mit Freiberg. Der Mittelpunkt dieses Gebietes war aber nicht Gleisdorf, sondern St. Ruprecht, dessen Kirche sich über die Ungarnzeit bewahren konnte.

Im landesfürstlichen Urbar von 1265 (H. Pirchegger 1918, S. 42) ist die Mittelpunktstellung von St. Ruprecht, die aus der salzburgischen Schenkungskeimzelle erwuchs, soweit gestärkt, daß es nun als zentraler Ort für das Gebiet der ecclesia Rabe, die ursprünglich von Unterfladnitz bis Berndorf am Raabknie reichte, fungiert, demnach auch Gleisdorf, St. Margarethen a. d. Raab, St. Marein am Pickelbach, Eggersdorf und Kirchberg a. d. Raab miteinschloß. 1295 umfaßte die ecclesia Rabe auch das obere Feistritztal und die Passailer Pfarre, womit sie mit Weiz, St. Radegund, Arzberg, Fladnitz, Passail, St. Kathrein, Strallegg und Birkfeld vom Raabknie bei Berndorf bis zum Pfaffen reichte. Das ca. 1100 km² große Gebiet hatte großen Anteil am steirischen Randgebirge mit seinen inneralpinen Becken und seinem Vorland.

St. Ruprecht war im 13. Jahrhundert nicht nur Mittelpunkt dieses kirchlichen Riesensprengels, sondern auch der zentrale Ort eines alten Landgerichtes (H. Pirchegger 1918, S. 46), das vermutlich den gleichen Umfang wie der Kirchensprengel hatte, später vielleicht südlich von Gleisdorf bei Urscha endete. Diese nachkarolingischen Tatsachen territorialer Entwicklung seien hier nur deshalb gebracht, weil sie als Folgeerscheinung den geographischen Charakter des Salzburger Schenkungsgebietes und dessen Funktion zu Gleisdorf beleuchten sollen. Festzuhalten ist, daß Gleisdorf bereits außerhalb des salzburgischen Schenkungsgutes ad Rapam lag, dessen südliche Grenze in der heutigen südlichen Katastralgemeindengrenze von Albersdorf verlief. Die westlichen und östlichen Schenkungsgrenzen verliefen auf der Raab/Rabnitz-Wasserscheide und Raab/Ilz-Wasserscheide, wobei das Merkwürdige am Lagetyp des Schenkungsgebietes ist, daß es den Zusammenfluß von Raab und Weizbach umklammert, also eine verkehrsmäßig unbedeutende Stelle und noch vor der Einmündung des Rabnitztales in das Raabtal sein Ende findet, dort wo zur Karolingerzeit die vermutlich noch existente und benutzbare Römerhochstraße die Raab übersetzte und die Reste des römerzeitlichen Gleisdorf noch nicht ganz verschwunden waren. Das Meiden des Verkehrsknotenpunktes steht im Gegensatz zu anderen geographischen Lagetypen karolingischer Territorien, wo oft das Hineinsetzen in alte Römerplätze und das Indiehandbekommen wichtiger Verkehrslinien entscheidend ausgeprägt ist. H. Paschinger (1967, S. 157) zeigte eindrucksvoll, wie die im Leibnitzer Raum 970 n. Chr. erwähnte civitas Ziub sich an die Reste der Römerstadt Flavia Solva knüpfte und in der Nähe die Wik-Siedlung Lipnizza (Altenmarkt) mit einer Martinskirche entstand.

In der Frage einer etwaigen karolingischen Siedlungstätigkeit auch außerhalb der kirchlichen Schenkungsgrenzen kann das Laurentius Patrozinium der Gleisdorfer Pfarrkirche in Betracht gezogen werden. Nach F. Posch (1941, S.

© Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark; download unter www.biologiezentrum.at

542) allerdings ist der Zeitraum 1208—1229 für die Gründung der Gleisdorfer Kirche als gesichert zu betrachten. Das Patrozinium der Kirche bezieht sich auf den Erzdiakon Laurentius der römischen Kirche, der unter Kaiser Valerian das Martyrium erlitt. Das Laurentius Patrozinium ist in den Diözesen des heutigen Österreich mit 77 Pfarrkirchen weit verbreitet. H. J. MEZLER-ANDELBERG (1960, S. 246) weist darauf hin, daß die Feier des Laurentius bereits um die Wende des 9. zum 10. Jahrhundert üblich gewesen sei, daß aber als besonderes Ereignis für die Laurentius Verehrung der Sieg Ottos I. über die Ungarn auf dem Lechfelde am Kalendertag des Heiligen (10. 8. 955) angesehen werden muß, wonach der Kult erst seinen eigentlichen Aufschwung nahm und die überwiegende Zahl der Laurentius Patrozinien in unserem Raum der anschwellenden Kultwelle nach 955 angehören, wenngleich ältere Laurentiuskirchen aus Altbayern und dem Gebiet des Salzburger Zentrums bezeugt sind.

Die Wahrscheinlichkeit der zeitlichen Einreihung des Gleisdorfer Patroziniums in die nachkarolingische Epoche auch in Zusammenhalt mit der Annahme des urkundlichen Datums der Kirchengründung schließt nicht aus, daß bei der Besiedlung des Gleisdorfer Bodens, im 13. Jahrhundert die Existenz des römischen Siedlungsplatzes für die Patrozinienwahl eine Rolle spielte. Umso mehr verwundert dann, daß nicht schon früher eine Besiedlung des alten Römerplatzes stattfand. Eigenartig berührt dabei auch die Tatsache, daß das bischöfliche St. Ruprecht, das als der früheste zentrale Ort anzusehen ist, erst 1462 durch Kaiser Friedrich III. zum Markt erhoben wurde, während F. POSCH für Gleisdorf die Markterhebung für den Zeitraum 1229 bis 1284 wahrscheinlich macht. Da an der mit historischen Methoden bewerkstelligten Identifikation des Kernes der ecclesia Rabe mit St. Ruprecht durch H. PIRCHEGGER nicht gezweifelt werden kann, kommt man zu dem Ergebnis, daß die von den Karolingern über das Salzburger Schenkungsgut ins Leben gerufene Einrichtung des zentralen Ortes St. Ruprecht im Norden des Gleisdorf nächstgelegenen Flußknotens der Raab und des Weizbaches ein bewußtes Abstandnehmen von dem alten Verkehrsmittelpunkt Gleisdorf darstellt, der als ungeeignet zum Aufbau einer Urpfarre angesehen wurde, weil seine bevorzugte Verkehrsverflechtung hier im Grenzland zugleich als Ungunstfaktor, der durch die Einfallsmöglichkeit von Osten gegeben war, erkannt wurde. Solche Motive, die bei der Einrichtung der Urpfarre St. Ruprecht wahrscheinlich eine Rolle spielten, sind durchaus naheliegend gewesen, denn bereits 21 Jahre nach der Schenkung des Gutes ad Rapam kam es zum Ungarnzusammenstoß bei Wien. Diese Gefahren mögen der Wahl des zentralen Ortes zugrunde gelegen haben, sie bedingen aber nicht, daß die karolingische Siedlungstätigkeit in Gleisdorf gänzlich ausfiel.

Nachdem die Salzburger Schenkungsgüter der Oststeiermark eineinhalb Jahrhunderte in ungarischem Besitz waren, konnten sie 1043 wieder vom Erzbistum in Besitz genommen werden, wobei Siedlungskontinuität in Nestelbach und St. Ruprecht eintrat. Für Gleisdorf erlangt nun das aribonische oststeirische Haupterbgut Bedeutung, da der Siedlungsplatz in seinem Territorium lag. Die Siedlungsvorgänge in weiten Bereichen der Oststeiermark waren bereits abgeschlossen oder schon längere Zeit im Gange, als an die planmäßige Besiedlung des Gleisdorfer Raumes geschritten wurde. Dieses späte Einsetzen der Besiedlung um Gleisdorf erklärt F. POSCH (1941, S. 535) durch die Vorstellung, daß kein unmittelbares Erfordernis für eine frühe Besiedlung gegeben war wie in den Grenzeinöden der unteren Talabschnitte. Dies bedeutet aber anderseits, daß eben am Rande der Salzburger Gebiete ältere Siedelschichten sich erhalten haben.

© Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark; download unter www.biologiezentrum.at

Die erste Nennung von Gleisdorf erfolgt erst 1229 in der Urkunde (F. Arnfelser 1928, S. 22), in welcher Hartnid IV. von Ort das Recht des Bischofs Karl I. von Seckau auf das Kirchengut in Gleisdorf (Dos ecclesiae in Gleysdorf) anerkennt. Neben der dos des Orters kommt für die Hauptdos als Herrschaftsinhaber und Gründer Herrand von Wildon in Frage. Die Hauptdos umfaßte vermutlich drei Huben und 16 Hofstätten, die nach dem Urbar von 1295 im Besitze des Bistums Seckau aufscheinen. F. Posch (1941, S. 542) nimmt an, daß die Gründung und Ausstattung der Gleisdorfer Kirche einen der Ortsgründung synchronen Vorgang darstellt. Da Hartnid IV. für den Zeitraum von 1208—1229 in Erscheinung tritt, mußte dieser Zeitraum als historisch maßgeblich für die Gründung der Gleisdorfer Kirche und des Siedlungskernes angesehen werden. Beide sollen anderseits noch vor 1218, dem Zeitpunkt der Gründung des Bistums Seckau, anzusetzen sein.

Das mittelalterliche Gleisdorf wurde einerseits als Ergebnis der Kombination zweier Straßendörfer (F. Posch 1941, S. 542), die an den Hauptstraßen Hartberg—Graz und Feldbach—St. Ruprecht orientiert sind, angesprochen, anderseits siedlungstypologisch als Rastertypus mit Quadratplatz (A. Klaar 1942) gekennzeichnet. Beide Typisierungen können von geographischer Seite (H. Riedl 1967, S. 46) gesehen, nicht überzeugen. Lag die vorrömisch-römerzeitliche Siedlung westlich der Gleisbachmulde auf dem Sporn der Terrasse von 20 m Höhe, so fällt die Wahl der mittelalterlichen Besiedlung auf einen ähnlichen Terrassensporn, der aber östlich der Gleisbachmulde liegt. Infolge der künstlichen Veränderung der Terrassenmorphologie durch den Straßenbau sind die Züge des Feinreliefs stark verwischt worden. Es zeigt sich, daß der Terrassensporn, auf dem die Kirche steht, im Westen vom Gleisbach begrenzt wird; auf dem westexponierten Muldenhang liegt die vom Hauptplatz abwärts führende Weizerstraße. Die Ausmündung des Gleisbaches auf den Raabtalboden bewirkt eine Verflachung der sonst steilen Terrassenstirn im Bereiche der oberen Bürgergasse. Auf die Schrägfläche des Kirchspornes greifen von Osten her die Muldenhänge des Hofäckerbaches hinauf. Der Bach verlief ursprünglich im Bereich der Hubergasse, querte den Florianiplatz, und zog entlang des Durchganges vom Florianiplatz zur Gartengasse, dort wo die Bauparzellen schiefwinkelig und sehr unregelmäßig aufeinandertreffen. F. Arnfelser (1928, S. 68) bezeugt noch für 1895 und 1906 eine Überschwemmung des Marktes, wobei insbesondere die Häuser auf dem Florianiplatz durch das Austreten des Hofäckerbaches betroffen wurden. Der Gleisbach trat in den Jahren 1894, 1896 und 1906 aus und überschwemmte völlig die Weizerstraße. 1894 trat auch eine totale Überschwemmung des Raabtales ein, wobei das Vieh in den Stallungen der unteren Bürgergasse geborgen werden mußte. Diese Fakten sollen die Spornlage der Kirche ins rechte Licht rücken: die dreiseitige Begrenzung durch hochwassergefährdete Tiefenlinien, die zugleich in der Frühzeit ein natürliches Wehrgrabensystem abgaben. Die Einmündung zweier benachbarter Mulden in das Haupttal verursachte durch seine Zwieselgestaltung eine sekundäre lateralerosive Unterschneidung des rißzeitlichen Terrassenrandes, der in Form einer kleinen Stufe im Bereich des Kirchplatzes gegenüber dem glatten Hauptabfall an der Franz Josefstraße nach Norden zurückversetzt erscheint. Diese topographischen Züge bewirken in ihrer Gesamtheit, daß der Standort der Kirche erhöht und isoliert gegenüber dem angrenzenden Gelände entgegentritt. Der typisch primäre Siedlungsplatz läßt, von seinem geographischen Lagebezug abgesehen, keine primäre Bestimmung durch Verkehrswege erkennen. Die Detailmorphologie weist auf die Standortsqualitäten eines Primärkirchortes hin.

© Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark; download unter www.biologiezentrum.at

Wenn auch weniger differenziert als im von H. PASCHINGER mustergültig untersuchten Leibnitzer Raum so tritt im beginnenden Hochmittelalter im Raume der Raabtallandschaft um Gleisdorf doch eine ähnliche Siedlungsdynamik auf. Hier wie dort besteht der Trend zur Herausbildung von Doppelsiedlungen in der Karolingerzeit und kurz danach, wie aus dem Charakter des Primärkirchortes Gleisdorf und dem Salzburgischen St. Ruprecht hervorgeht. Jedoch bestehen auch erhebliche Unterschiede zum Leibnitzer Raum, dessen salzburgische Grundherrschaft erst unter Erzbischof Wolf Dietrich an das Bistum Seckau fiel, während in Gleisdorf die Besitzverteilung durch den Anteil des Bistums Seckau frühzeitig bestimmt wird.

Kann das langwährende Besitztum Salzburgs im Leibnitzer Raum als massive Wachstumsspitze vom Lungau her aufgefaßt werden, so handelt es sich bei dem oststeirischen St. Ruprechter Gebiet um ein kleines, zellenförmig eingesprenkeltes Schenkungsgebiet. In vorrömisch-römischer Zeit besteht im Gegensatz zum Leibnitzer Raum eine weitgehende Identität der Siedlungsplätze mit einer deutlichen Inwertsetzung des geographischen Lagefaktors. Verlängert das salzburgische St. Ruprecht diese Inwertsetzung nicht unmittelbar infolge seiner Abseitslage vom römischen Siedlungsplatz, so läßt das vermutlich äquivalente Lipnizza (Altenmarkt) im Leibnitzer Raum, das ähnlich St. Ruprecht Mutterpfarre war, jedoch eine wesentlich günstigere Verkehrslage erkennen. Im Vergleich zu dem alten Ziub, das an Flavia Solva räumlich unmittelbar anknüpfte, ist der Funktionsverlust der römerzeitlichen Plätze — wenn auch Verkehrsgunst und -ungunst in den beiden Räumen verschieden gelagert sind — im späten Frühmittelalter in beiden Räumen allgemein zu verzeichnen; besonders krass scheint dieser im Gebiete von Gleisdorf zu sein, wo überhaupt kein frühhochmittelalterlicher Ort, wie ihn Ziub im Leibnitzer Raum darstellt, an Stelle der Römersiedlung historisch nachweisbar ist. Dies könnte als eine Folge der Außenseiterlage zum Salzburger Schenkungsgebiet betrachtet werden, während Ziub ja im Salzburger Besitztum lag, anderseits zeigten die Darlegungen doch, daß — ähnlich wie in St. Ruprecht — auch in Gleisdorf ein Kirchort als Primärkern anzusehen ist.

So betrachtet wäre es möglich, daß der Gleisdorfer Kirchortkern zu St. Ruprecht einerseits und anderseits zum Römerort in einer ursprünglich engeren genetischen Beziehung stand, als es von historischer Seite geltend gemacht wird. Im späten Hochmittelalter allerdings muß ein ähnlicher erneuter Trend des Funktionswandels wie im Leibnitzer Raum eingetreten sein. Tritt zu Altenmarkt (Lipnizza) der neugegründete Markt, das heutige Leibnitz, im Hochmittelalter hinzu und wird am Ende des Hochmittelalters Altenmarkt bereits als Dorf bezeichnet, so muß in St. Ruprecht (formell zumindest bis weit in das Spätmittelalter hinein) ein Zurückbleiben in der märktischen Zentralität beobachtet werden, während Gleisdorf bereits im späten Hochmittelalter zum Markt erhoben wurde, wodurch die alte Verkehrszentralität seit der Römerzeit wieder in Erscheinung tritt, und die geographische Abseitslage von St. Ruprecht sich negativ auswirken mußte, eine Entwicklung, die bis heute andauert. Wäre die Entwicklung von Gleisdorf und Leibnitz völlig gleich, so würde die Markterhebung von Gleisdorf und dessen Ausbau einer Marktumwandlung des alten Ziub im Bereiche von Flavia Solva entsprechen. Der neu gegründete Markt Leibnitz nimmt jedoch eine völlig neue Siedelstelle ein, ein Beweis für die größere und längerdauernde Rolle Salzburgs im Leibnitzer Raum, womit eine reichhaltigere Differenzierung und Entfaltung der Siedlungsdynamik verbunden war. Im Raabgebiet um St. Ruprecht und Gleisdorf hingegen spielte Salzburg eine eher episodische Rolle.

© Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark; download unter www.biologiezentrum.at

Wohl resultierte aus dieser Rolle die alte kirchliche Zentralität des heute vorwiegend landwirtschaftlich orientierten St. Ruprecht, in marktfunktioneller Hinsicht erwuchs jedoch in der weiteren Entwicklung das zumindest gleichrangige und heute weitaus bedeutendere Industrie- und Schulzentrum Gleisdorf außerhalb der Salzburger Primärzelle.

Literatur

ARNFELSER F. 1928. Gleisdorf in alter und neuer Zeit. 360 S. Graz.

KLAAR A. 1942. Siedlungsformenkarte der Reichsgaue Wien, Kärnten, Niederdonau, Salzburg, Steiermark und Tirol und Vorarlberg. Wien.

— Siedlungsformenkarte der Ostmark, Reichsgau Steiermark (Hsg. Berglandabteilung RM. Ern. u. Ldw. Berlin). Maßstab 1 : 200.000.

MACHALKA U. 1966. Strukturwandlungen im Bereich Nestelbach—Laßnitzhöhe. Hausarbeit am Geographischen Inst. d. Univ. Graz, 1966, 157 S.

MEZLER-ANDELSBERG H. J. 1960. Alte Laurentiuskirchen. Veröff. Steir. Landesarchiv. Festschrift F. POPELKA. S. 245-252. Graz.

MODRIJAN W. 1953. Neue Ausgrabungen in Steiermark. Zeitschrift d. Hist. Vereines f. Stmk., 44. Jg., S. 3-30.

PASCHINGER H. 1967. Der Raum Leibnitz, ein altes salzburgisches Besitztum, im funktionellen Wandel. Mitt. d. Österr. Geographischen Gesellschaft, Band 109, Heft I—III, S. 153-169.

PIRCHEGGER H. 1918. Die Ecclesia Rabe. Zeitschrift d. Hist. Vereines f. Stmk., 16. Jg.

— 1924. Beiträge zu einer geschichtlichen Statistik der steirischen Städte und Märkte. Festschrift R. SIEGER, S. 146-160. Wien.

PITTIONI R. 1954. Urgeschichte des österreichischen Raumes. 854 S.

POSCH F. 1941. Siedlungsgeschichte der Oststeiermark. Mitt. d. Österr. Inst. f. Geschichtsforschung, 13. Ergbd., S. 385-679.

RIEDL H. 1961. Ergebnisse einer Taluntersuchung in der Oststeiermark. Mitt. naturwiss. Ver., 91. Bd., S. 97-104. Graz.

— 1967. Gleisdorf. Ein Beitrag zur Sozialgeographie der Kleinstadt. 323 S. Graz.

SCHMID W. 1929. Archäologische Forschungen in Steiermark. Jahreshefte d. Öst. archäologischen Inst. in Wien, Bd. 25, S. 69-91.

SIDARITSCH M. 1925. Geographie des bäuerlichen Siedlungswesens im ehemaligen Herzogtum Steiermark. 83 S. Graz.

SOLAR F. 1963. Jüngste Formung, Bodenbildung und Standorte im Bereich der Talauen des Gleisdorfer Raumes. Mitt. naturwiss. Ver., Festschrift S. MORAWETZ, Bd. 93, S. 89-111. Graz.

— 1965. Bodenassoziationen und Standorte im oststeirischen Hügelland. Mitt. naturwiss. Ver., Bd. 95, S. 229-244. Graz.

STEINHAUSER W. 1933. Zur Herkunft, Bildungsweise und siedlungsgeschichtlichen Bedeutung der niederösterreichischen Orts- und Flurnamen. Jahrbuch für Landeskunde von NÖ. NF. 25. S. 1-48.

Anschrift des Verfassers: Univ.-Prof. Dr. Helmut RIEDL, Universität Salzburg, Geographisches Institut, Akademiestraße 20, A-5020 Salzburg.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Mitteilungen des naturwissenschaftlichen Vereins für Steiermark

Jahr/Year: 1971

Band/Volume: 101

Autor(en)/Author(s): Riedl Helmut

Artikel/Article: Geographische Aspekte der Siedlungsgeschichte am Beispiel der Raabtallandschaft. 119-131